

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Wolfgang Hilbig Werke

Herausgegeben von
Jörg Bong, Jürgen Hosemann
und Oliver Vogel

S. Fischer

Wolfgang Hilbig

Essays – Reden – Interviews

In Zusammenarbeit mit Volker Hanisch
und mit einem Nachwort von Wilhelm Bartsch

S. Fischer

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-033847-1

Inhalt

ESSAYS

- Über »Alt möchte ich werden« von Louis Fürnberg 13
- Die ewige Stadt 16
- Der Mythos ist irdisch 30
Für Franz Fühmann zum sechzigsten Geburtstag
- Vorblick auf Kafka 39
- Über die Erzählung »Der Brief« 51
- Späte Entgegnung 55
- Der Name meines Großvaters 65
- Der trügerische Grund 68
- La bella Italia 73
- Vortrag an der Universität in Lexington, Kentucky 80
- Über Leonid Dobytschins »Die Stadt N« 89
- Vorwort zu Jayne-Ann Igels »Fahrwasser. eine innere
biographie in ansätzen« 103
- Antwort auf eine Umfrage zur Debatte über die Schließung
der Stasi-Akten 110
- Stellungnahme zum Ausscheiden aus der Jury
des Nicolas-Born-Preises 112
- Nachwort zu James Joyce' »Dubliner« 114

Der schwarze Fleck	119
Über »Der Archipel Gulag« von Alexander Solschenizyn	122
Anfang und Ende	124
Lieber Lord Chandos ...	131
<i>Eine Antwort auf Hugo von Hofmannsthals</i> <i>»Lord-Chandos-Brief«</i>	
Nachwort zu Claudia Ruschs »Meine freie deutsche Jugend«	136
Die farbigen Gräber	140
<i>Das Meuselwitzer Revier</i>	
Dylan in Rock	147
Das Loch	151
Abriß der Kritik	156
<i>Frankfurter Poetikvorlesungen</i>	

REDEN

Dankrede zum Brüder-Grimm-Preis der Stadt Hanau (1983)	253
Selbstvorstellung anlässlich der Aufnahme in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (1991)	258
Dankrede zum Bremer Literaturpreis (1994)	261
Laudatio auf Adolf Endler	267
<i>Zum Brandenburgischen Literaturpreis 1994</i>	
Dankrede zum Literaturpreis der Deutschen Schillerstiftung (1996)	274

- Dankrede zum Lessing-Preis
des Freistaates Sachsen (1997) 279
Kamenzer Rede
- Für Gil Schlesinger zum siebzigsten Geburtstag (2001) 284
- Antrittsrede als Stadtschreiber von Bergen (2001) 288
- Dankrede zum Peter-Huchel-Preis (2002) 292
- Abschiedsrede als Stadtschreiber von Bergen (2002) 296
Über die Schwierigkeit, eine Abschlusßrede zu verfassen
- Dankrede zum Georg-Büchner-Preis (2002) 301
- Rede für den Erhalt der Kontakt- und Beratungsstelle
für obdachlose Jugendliche in Berlin (2002) 309

INTERVIEWS

- Von der Beziehung der DDR-Gesellschaft zur Literatur 317
Gespräch mit Barbara Walker (1981)
- »Jeder Text müßte erscheinen können« 324
Gespräch mit Karl Corino (1984)
- »Lyriker haben ideologisch unsicher zu sein« 332
Gespräch mit Ralph Werner (1985)
- Wie verbringt ein Dichter in Leipzig seinen Alltag? 361
Antworten auf Fragen von Hannes Hammermann (1985)
- Gewinnen, was man verloren hat 369
Gespräch mit Werner Irro (1987)
- Sex im deutsch-deutschen Vergleich 377
Antworten auf Fragen von Manfred Treib (1988)

- »Sprache war für mich zwingende Suchbewegung« 381
Gespräch mit Harro Zimmermann (1990)
- »Wenn ich gelitten habe, dann ebenso wie die anderen« 387
Gespräch mit Dunja Welke (1991)
- »Es war eine merkwürdig gespaltene Situation« 397
Gespräch mit Jürgen Krätzer (1992)
- »Die DDR-Literatur hatte völlig resigniert« 406
Gespräch mit Karim Saab (1993)
- Zeit ohne Wirklichkeit 416
Gespräch mit Harro Zimmermann (1994)
- Die Abwesenheit als Ort der Poesie 429
Gespräch mit Werner Jung (1994)
- »Die Lyriker müssen dem Bestreben, die Wende schnell hinter sich zu bringen, widerstehen« 449
Gespräch mit Cécile Millot (1994)
- »Da war kein Licht am Ende des Tunnels« 461
Gespräch mit Klaus Michael (1995)
- Die Krise der Kritik 468
Gespräch mit Klaus Michael (1996)
- »Die Suche nach Liebe ist wahrscheinlich der Urgrund des Schreibens« 479
Gespräch mit Herlinde Koelbl (1997)
- »Die Hoffnungslosigkeit ist eher eine literarische Aussage« 492
Gespräch mit Daniela Vogliotti (1997)
- »Literatur ist etwas Triebhaftes« 503
Gespräch mit Jörg Magenau (1997)

- »Freiheit entsteht durch das Nein« 509
Gespräch mit Marie-Luise Bott (1997)
- In der Narrenfreiheit 520
Gespräch mit Welf Grombacher (1999)
- Der Dichter im Kesselhaus (Meine Lehrjahre) 524
Aufgezeichnet von Wenke Heß (2000)
- »Jeder Text ist auch ein Rechtfertigungsversuch« 526
Gespräch mit Ludger Bült (2001)
- Gegen den Sound der Werbewelt 552
Gespräch mit Christian Eger (2001)
- »Für einen Schriftsteller, der einen Text schreibt, ist die Welt immer auf irgendeine Weise provisorisch ...« 559
Gespräch mit Studierenden der Universität Halle, Leitung: Jürgen Krätzer (2001)
- Des Zufalls schiere Ungestalt 571
Gespräch mit Helmut Böttiger (2001)
- Antworten auf »Zwei Fragen heute an Bachmann-Preis-TrägerInnen« 577
- Tippen und Kleben 579
Gespräch mit Lothar Müller (2002)
- »Ich kann den Terror der Welt beschreiben« 581
Gespräch mit Eberhard Rathgeb (2002)
- »Als wäre ich ein Schriftsteller« 589
Gespräch mit Marie-Luise Bott (2002)
- Widerstand gegen diesen Lärm 600
Gespräch mit Dagmar Just (2002)

- »Leben habe ich nicht gelernt« 608
Gespräch mit Volker Hage und Wolfgang Höbel (2002)
- »Ich komme aus dem Wald« 620
Gespräch mit Iris Hanika und Bert Rebhandl (2002)
- »Aufstieg in die Oberliga« 635
*Antworten auf drei Fragen der Deutschen Presse-Agentur
zum Georg-Büchner-Preis (2002)*
- Das Verschwinden der Stadt 637
Gespräch mit Michael Wasner (2002)
- Zur Person 640
Gespräch mit Günter Gaus (2003)
- Schreiben mit Wucht 662
Gespräch mit Johannes Gelich (2003)

ANHANG

- Quellenverzeichnis 671
- Neun Irrfahrten zu Hilbig 690
Nachwort
- Nachbemerkung zu dieser Ausgabe 759
- Namensregister 762

Über »Alt möchte ich werden« von Louis FURNBERG

In diesem Gedicht will der Dichter eine bestimmte Stimmung ausdrücken, die ihn erfaßt hat, in einer »Zeit, wo alles neu beginnt«. Diese Zeit macht ihn glücklich, und er möchte noch alt werden in dieser Zeit.

Um das bildhaft auszudrücken, wählt er den Vergleich mit einem alten Baum, der schon viele Zeiten gesehen hat – ein sehr treffender Vergleich, denn es ist kein morscher Baum, dem Zusammenbrechen nahe, sondern einer, der sehr fest in seiner Erde steht, dessen Wurzeln so tief sitzen, daß sie kein Spaten sticht, der also tief in seiner Zeit verwurzelt ist, dessen Rinden sich immer wieder schälen. Er hat sich schon oft verändert, und die Zeit bringt mit sich, daß er sich noch oft verändern muß, stets gilt es, sich neu der Umwelt anzupassen, der Stamm aber, das Innere, muß stets gleich und unbeugsam bleiben. In der ersten Strophe hat Louis FURNBERG sein Ja-Wort zum Leben abgegeben, indem er sagt, daß er es möglichst lange besitzen will, in der zweiten Strophe sagt er uns, was ihm sein Leben in dieser Zeit so wertvoll macht. Das geschieht sehr folgerichtig, denn der Leser ist durch das Bekenntnis der ersten Strophe darauf neugierig geworden. Es heißt: »In dieser Zeit, wo alles neu beginnt.« Das ist die Zeit, die mit Beendigung des Krieges das schrecklichste Kapitel der deutschen Geschichte vergehen ließ. Der Dichter hat erkannt, daß erst jetzt das eigentlich wahre Leben anfängt, das Leben, das so lange erträumt war, »wo die Saaten alter Träume reifen«. In dieser Zeit, die ihm endlich Frieden und Glück verheißt, begreift er den Tod nicht, empfindet er den Tod als das Unglück, das ihm das nun so geliebte Leben nehmen will. Doch bei diesem großartigen Bekenntnis bleibt es nicht. Die schöpferische Seele des Dichters duldet nicht das tatenlose Genießen. Er, der die bösen

Zeiten kennt, möchte Behüter sein für die, die sich gleich ihm des Lebens freuen. Er möchte »Schutz und Schatten spenden«, er ist der Besonnene, der Altgewordene, der sich über die freut, denen er das bessere Leben finden half. In dieser Strophe führt er den Vergleich mit dem Baum weiter. Und wie die zweite Strophe die erste gleichsam entschlüsselt, so bildet auch die letzte Strophe das erreichte Ziel der dritten und damit auch des ganzen Gedichts, das mit dem klaren jubelnden Urteil über die Zeit endet: »Wie ist sie schön! O wie wir glücklich sind!«

Der von Louis Fürnberg verwendete metrische und reimtechnische Aufbau kommt seiner beabsichtigten Aussage sehr entgegen und gibt dem Gedicht eine großartige Einheit.

Die zwei Strophen (1+3), die das Gleichnis des Baumes enthalten, sind beide im Dreierhythmus gebildet und haben so einen ruhigen, fast erzählenden Tonfall. Sie sind dadurch als zusammengehörig erkenntlich. Die anderen beiden verwenden zu Beginn einen Jambus und haben dadurch einen gemäß ihrer Aussage schnelleren Rhythmus. In der Weiterführung bleibt der Dichter aber nicht schematisch, sondern durchbricht diesen Rhythmus.

Eine eigenartig schöne Variante gebraucht Louis Fürnberg bei der Art des Reimschemas. Die erste Zeile der Strophe bleibt jeweils ungereimt, die nächsten beiden reimen sich dann, und die vierte Zeile reimt sich mit der nächsten Strophe. Dadurch verkettet der Dichter das Gedicht in sich enger.

In der vierten Strophe durchbricht er aber diese Form noch einmal und läßt die erste mit der dritten Zeile gereimt, während die zweite plötzlich auf die erste der vorhergehenden Strophe paßt und sich somit noch einmal fester an diese hängt.

Ich bin der Meinung, daß dieses Gedicht von der technischen sowie von der bildhaften Seite her als sehr gelungen bezeichnet werden kann.

Louis Fürnberg

Alt möchte ich werden

Alt möchte ich werden wie ein alter Baum,
mit Jahresringen, längst nicht mehr zu zählen,
mit Rinden, die sich immer wieder schälen,
mit Wurzeln tief, daß sie kein Spaten sticht.

In dieser Zeit, wo alles neu beginnt
und wo die Saaten alter Träume reifen,
mag wer da will den Tod begreifen – –
ich nicht!

Alt möchte ich werden wie ein alter Baum,
zu dem die sommerfrohen Wanderer fänden,
mit meiner Krone Schutz und Schatten spenden
In dieser Zeit, wo alles neu beginnt.

Aus sagenhaften Zeiten möchte ich ragen,
durch die der Schmerz hinging, ein böser Traum,
In eine Zeit, von der die Menschen sagen:
Wie ist sie schön! O wie wir glücklich sind!

Die ewige Stadt

Im Sommer nach Rom zu reisen, ist wenig empfehlenswert; äußern Sie nur diese Idee und man wird Ihnen vieles nennen, was dagegen spricht, man wird Ihnen erschrocken abraten, fahren Sie ebensowenig im Frühling. – Die Lage der Stadt ist die ärgerlichste, das Klima ist böseartig. Irreführend schon durch die Bezeichnung, da es eigentlich Die Sieben Städte Rom heißen müßte, finden sich Roms ungeheure Ansammlungen von Gestein auf einer ebensolchen Anzahl von Erhebungen in einem Gelände, das von den Ausbrütungen einer hydrischen Flora vollkommen vergiftet ist.

Es ist vergessen, wie die Sümpfe in den Niederungen zwischen den sieben Stadtkernen entstanden sind, vergessen, das läßt uns nicht zweifeln, daß politische Verfehlungen die Schuld dafür tragen müssen. Verfehlungen solcherart sind unter den wechselnden Dynastien, die diese Region beherrschten, nichts Ungewöhnliches, die mangelhafte oder nur schematische Ausführung des berühmten römischen Wasserleitungssystems, eines Projektes von historischer Einmaligkeit, verdankt ihr Ende der fruchtlosen Plänemacherei einander ablösender Regierungen, deren eine den Wahnwitz der vorhergegangenen jeweils noch zu übertreffen suchte, so daß schließlich nichts mehr im Verhältnis zu seinen Möglichkeiten stand, das Verlorengelassen aller Unterlagen bezeichnet die notwendige Folge solcher Politik. Ebenso unerforschbar bleibt es, wann das Sumpfland der Geschlossenheit der Stadt bedrohlich wurde. Nun sind da Ebenen, deren Ausdehnung nur nach Tagesmärschen zu messen wäre, aber es wagt sich auch zu Fuß kaum ein Mensch in diese Gebiete, die Fahrzeugen aller Art gänzlich unpassierbar sind. In der Morgenkühle (wenn dieses Wort auch nur im Sinne

einer kaum spürbaren Abstufung zu verstehen ist, innerhalb nämlich eines Gleichmaßes an feuchter Hitze, die hier Tag und Nacht siedet) sind die Ebenen ganz unter einer endlosen Decke milchiger Nebel verborgen, aus der die bebauten Hügel wie abstoßende vieltürmige Zwingburgen ragen, die sich über unüberbrückbare Entfernungen eher zu drohen als zu grüßen scheinen. Wenige Stunden nach dem Sonnenaufgang, der diese Dunstsee hektisch erröten läßt, wenn die Temperaturen wieder auf die subtropische Höhe geklettert sind, auf der sie sich bis lange nach Mitternacht halten, verschwinden die Nebel, und jenes Sumpfland wird sichtbar, das eigentlich ein Gemisch aus einem pflanzlichen Filz und einer widerwärtig trüben Verdickung brackigem schimmligem Wassers ist, in dem nur noch wenige moorige Streifen festeren Grunds zu erblicken sind. Man weiß nicht, ob die wochenlangen Regengüsse, von denen Rom einigemal im Jahr heimgesucht wird, das Land in diesen übervoll gesogenen, faulenden Schwamm verwandelt haben, ob dann die unbefestigten Flüsse und Flußarme, die sich dort, die einmal zerfressene Bodenbeschaffenheit ausnutzend, ungemein rasch verzweigen und vervielfachen, irgendwann ein so verheerendes Ausmaß erreichten, daß die Gebäude unterhalb der Hügel versanken, oder ob gar das Tyrrhenische Meer seine salzgesättigten Ausläufer bis in diese Gebiete vorzuschieben begann. Durch ein Glas betrachtet und auf nur geringe Bildausschnitte fixiert, glaubt man zwar, daß die erschreckenden Bewegungen, die in diesem formlosen Geländebrei stattzufinden scheinen, nichts als optische Täuschungen sind, wirft man aber unvermittelt, etwa aus dem Fenster eines Hochhauses, einen weniger zielgerichteten Blick hinunter, vermeint man riesige Flächen in einer trägen und fetten Drift sich ineinander schieben zu sehen, oder gar das würgende Fließen langsam, aber immer zäher andrängend die Hügel umrunden zu sehen, man bildet sich ein, auf gegenläufigen Bahnen umkreise ein schlammiger Kosmos dieses

behauste Siebengestirn, immer dichter, als solle es eingeschnürt, erdrosselt werden.

Wir meinen, daß die Behauptung, der Anblick dieser Bewegung sei täuschend und viel leichter erklärlich, sie entstünde in Wahrheit durch das Auf- und Niederfluten ungeheurer Insekten Schwärme, noch nicht einmal den Vorwand für eine Beruhigung über dieses Phänomen darstellen kann. – Nur wenige der kurzen Winter noch hatten die Hoffnung zugelassen, daß die Sümpfe ein paar Tage lang zur Gänze eingefroren seien, und kaum jemand hat den Weg von einem Stadtteil zum anderen sich zugetraut; man weiß von einzelnen Unternehmungen, doch wer von diesen Wahnsinnigen wäre im heimatlichen Viertel wieder aufgetaucht, bestenfalls den Hinweg bewältigend und vom Auftauen der Sümpfe an der Rückkehr gehindert, beklagt man sie alle als verschollene Opfer der Niederungen. – Hinzukommt, und schließlich klingt es glaubhaft, daß nur noch ein paar wenige, und gerade die unerreichbarsten, einander entferntesten Stadtteile die eigentliche Stadt Rom ausmachen. Mit der Zeit sind die am dichtesten beisammen liegenden Hügel im Westen in den Besitz der katholischen Kirche gefallen und, wie man wissen will, von einem waffenstarrenden Militär abgeriegelt; als schwacher Trost nur erscheint, daß diese, dem Meer am nächsten gelegenen Teile die bedrohtesten sind, während die weiter dem Innern Italiens zugewandten als die widerständigsten gelten. Man rätselt, was der Vatikan gegen das Vordringen des Meeres unternimmt, um seine Bastionen zu halten, morgens, in der aufgehenden Sonne, kann man ein Blitzen in westlicher Richtung gewahren, mittels starker Fernrohre will man erkannt haben, daß es sich dabei um Lichtreflexe handelt, die aus mächtigen schwenkbaren Hohlspiegeln oder Radarschirmen zurückschlagen, die man zwischen den Ruinen installiert hat. Wenn man nicht spottete, daß diese Anlagen den Zweck einer Kontaktaufnahme mit der höheren Welt haben, meinte

man, die Schirme hätten die Eventualität eines Angriffs der römischen Legionen zu bewachen, nur wäre ein solcher auf Grund der Auflösung und Schwäche Roms ein unsinniger Gedanke. Vor Jahren, vor vielen Jahren nun, hat ein aus dem Kirchenstaat zurückkehrender Pilger berichtet, es gäbe daselbst keinerlei Bestrebungen, von einem Verkehr mit den üblichen Städten Roms abzulassen, noch gar, ihn zu unterbinden. Es gäbe dort keine Spur von Stacheldraht, hieß es in dem Bericht, den die damals führende christdemokratische Zeitung druckte (ein freilich kurz nach dem Verfall dieser Partei verschwundenes Blatt), es gäbe dort keinen einzigen gesicherten Grenzzaun, keine Wachtürme, keinen Quadratmeter vermintes Niemandland, nichts davon, wofür etwa das geteilte Jerusalem ein so bedauerliches Exempel liefere. Aber natürlich sind da die Sümpfe, die ehemals prächtigen Straßen auf eine Art zerstört, die man natürlich zu nennen sich sträubt, spanische Reiter sind lächerlich, die wenigen verfügbaren Backsteine wären für das Zumauern von Fenstern verschwendet. – Es bleibt die Frage, weshalb die einst so aufwendigen Radio- und Televisionssendungen eingestellt wurden, warum der Funkverkehr, immerhin noch möglich, als die Telegrafleitungen versunken waren, unterbrochen wurde. Der letzte größere Flughafen liegt auf katholischem Gebiet, von Rom aus können nur Helikopter starten. Es führte zum Abbruch der Beziehungen Roms – ein rein formaler Abbruch, die Beziehungen waren eigentlich erloschen, und es ist zweifelhaft, ob der Funkspruch mit dieser Note den Vatikan überhaupt erreichte –, als die Helikopter zu verschwinden begannen. Piloten wollen Wracks der Maschinen, von Schlingpflanzen überwuchert, in den Salzsümpfen der westlichen Seite gesehen haben, als aber auch die Aufklärungsflieger nicht wiederkehrten, wuchs ein gärender, wiewohl machtloser Zorn in Rom heran. Als gleich nach dem Abbruch der Beziehungen ein Düsenflugzeug mit dem Kreuzifix auf den Tragflächen gesichtet wurde, schoß man

es kurzerhand ab. – Immerhin hat sich der Ärger Roms bald verflüchtigt, die eingeborene Friedfertigkeit und die Sorge um die eigne Existenz erzwingen hier jeden Gerechtigkeitsinn, der das eigentlich Wohltuendste ist an Rom, man begnügt sich zu meinen, man könne der katholischen Kirche nichts beweisen. –

Indessen gibt es aber einige Fremde – sie sind von auffälliger Hellhäutigkeit, stets entzündeten Augen, und [an] ihrem vergleichsweise riesenhaften Wuchs zu erkennen (zudem sind sie beinah ausnahmslos Glatzenträger) –, entweder Einwanderer oder notgedrungen hier Sitzengebliebene, die einen geheimnisvollen, schwer verständlichen Unmut schüren. Ausgerechnet im östlichsten und sichersten Stadtteil (dem natürlich am häufigsten besuchten) sind sie zahlreich und aktiv. Unter den breitrandigen Hüten, die ihre kahlen Köpfe schützen sollen, bilden sie in den Gärten der Weintavernen wahre Zusammenrottungen, geben sich kaum mit der von ihnen verachteten Bevölkerung ab und haben nur Kontakt zu den Mitgliedern der *Contraverdura*, einer längst verbotenen, radikalen Organisation, die, seit der Bürgermeister auf einem anderen Hügel fest sitzt, und sich nur mehr durch Funksprüche bemerkbar macht, wieder ganz offen auftreten. Mit ihrem dilettantischen [Wappen] auf den Ärmeln, das ein grünes, von dicken roten Balken durchkreuztes Ulmenblatt darstellen soll, wären diese Gestalten, die *die Rettung Roms* auf ihre nichtvorhandenen Fahnen geschrieben haben, und, dauernd betrunken, von einem Marsch auf dasselbe singend, nichts weniger als ernstzunehmen, wenn man nach einer Verfolgungsjagd nicht entdeckt hätte, daß sie Waffenlager angelegt haben, wenn sich nicht herausgestellt hätte, daß sie nach der sagenhaften römischen Wasserleitung suchen, eben jener, deren nie gelungene Vollendung unter Cato in Angriff genommen worden sein soll. So hat man Lagepläne dieses Kanalsystems gefunden, die sie, allerdings in den widersprechend-

sten Varianten, rekonstruiert haben, Pläne, die zum Glück ihrer Phantasie entsprungen scheinen, die sie aber in längst offen geführten Debatten zu vervollständigen trachten. Unbedingt soll sie dieser Marsch gegen Rom durch diese Kanäle führen. Nur sind deren Eingänge noch nicht entdeckt. Da die Wasserleitung im größten Teil der Bevölkerung als ein Hirngespinnst gilt, sind die *Contraverduri* im Begriff, ihr Maß an Lachhaftigkeit vollzumachen, was sie aber wirklich abstoßend in den Augen der Leute ausschauen läßt, ist die Tatsache, daß es ihnen, womöglich mit Hilfe der freiwilligen oder unfreiwilligen Asylanten, gelungen ist, die Verminderung ihrer Körpergröße zu stoppen, wenn nicht sie wieder zum Wachstum zu bringen. – Nelson Leopardi, unser bester Freund unter den Einheimischen, dem die schwarze Binde über dem einen Auge die düstere Entschlossenheit einer legendären, wenn auch zu winzig geratenen Admiralität verleiht, gibt der Überzeugung Ausdruck, daß die *Contraverduri* gerade wegen ihres unaufhörlichen Größenwachstums am möglichst schnellen Auffinden der Kanäle interessiert sind. Sie seien von den Barbaren, wie er die Fremden klassischerweise zu betiteln pflegt, in das Geheimnis der Präparation eingeweiht worden, die deren Wuchs so beschleunigt habe. Das gescheiteste Mittel, die Marschierer zu eliminieren, sei zugleich das alleinfachste, ein lächerliches Mittel, wie es denen, auf die man es anwende, nur zu angemessen sei, es bestünde darin, sie zu isolieren, woran sie durch ihr Benehmen tatkräftig teilhätten, und sie umfassend gewähren zu lassen. Der ausschließliche Umgang mit den Barbaren, welche *Größe* bis zur Blindheit erstrebenswert hielten – das Mithalten an barbarischen Gelagen, der Verzehr barbarischer, aus Moorböden gewonnener Speisen, die Teilnahme an einer bis zur Albernheit getriebenen Dehnungsgymnastik, die barbarischer Brauch sei – müsse den Wuchs der *Contraverduri* schließlich bis auf barbarische Ausmaße steigern, sodaß sie, gelänge es ihnen, in die Kanäle ein-

zudringen, im blindwütigen Vorkriechen gegen ein vermeintliches Zentrum Roms, in dem sich verengenden System krepieren müßten.

Quellenverzeichnis

ESSAYS

Über »Alt möchte ich werden« von Louis Fürnberg

Aus: Wir schreiben. Mitteilungen des Zirkels schreibender Arbeiter am Kulturhaus der Eisenbahner [Altenburg], Nr. 12, 1965 [ohne Seitenzählung]. – Ein Exemplar dieses Ormig-Drucks befindet sich in der Wolfgang-Hilbig-Sammlung der Akademie der Künste, Berlin, Sign. 78. Dem Abdruck der Gedichtinterpretation vorangestellt ist das in der DDR populäre Fürnberg'sche Gedicht von 1951 sowie ein Gedicht von Wolfgang Hilbig (»Für einen Lobhudler«).

Die ewige Stadt

Typoskript, gezeichnet mit »Hilbig 1981«, im Archiv des S. Fischer Verlags aus dem Besitz von Margret Franzlik. Erstmals abgedruckt in: Neue Rundschau, Jg. 122, 2011, Heft 3, S. 206–216. Für die vorliegende Ausgabe wurde dieser Abdruck mit dem Typoskript verglichen und korrigiert.

Über die Entstehungsgeschichte, literaturwissenschaftliche Einordnung, Deutung und den kulturpolitischen Hintergrund gibt umfassend Auskunft: Marie-Luise Bott: Reiseempfehlung in geschlossener Gesellschaft. Hilbigs Erzählung »Die ewige Stadt« (1981) in der Tradition von Alfred Kubin. In: Wolfgang Hilbig und die (ganze) Moderne, hrsg. von Stephan Pabst, Sylvie Arlaud, Bernard Banoun, Bénédicte Terrisse, Berlin, Verbrecher Verlag, 2021, S. 107–137. Dort im Anhang auch Abdruck einer auf der Tonaufzeichnung der Lesung beruhenden Fassung – Wolfgang Hilbig las seinen Text am 27. März 1982 in der Wohnung von Gerd und Ulrike Poppe in Ost-Berlin – sowie dreier handschriftlicher Fassungen aus der Wolfgang-Hilbig-Sammlung der Akademie der Künste, Berlin.

Der Mythos ist irdisch.

Für Franz Fühmann zum 60. Geburtstag

Aus: Wolfgang Hilbig. Materialien zu Leben und Werk, hrsg. von Uwe Wittstock, Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 1994, S. 30–37. – Erstveröffentlicht in: Neue Rundschau, Jg. 93, 1982, Heft 3, S. 120–127. Erneut abgedruckt in: Wolfgang Hilbig: zwischen den

Neun Irrfahrten zu Hilbig

Nachwort

*Feuer und Wasser. Ein wiederauflebender Minotaurus
heult in der Tiefe der Nacht. Eitel Adnan, Die See*

Flotten und Floß

Wolfgang Hilbig war »das kind dem erlaubt ist / vom graugrünen meer zu wissen«. Die Stimmen des Meeres und überhaupt die der schweigenden Mehrheiten rumorten in ihm und kamen selbst noch herauf aus der Wirklichkeit der Braunkohlenwälder und aus der mythischen Zeit der Minotauren.

Dies sind Irrfahrten zu Hilbig, und mit Hilbig.

Von den Rändern der Leipziger Tieflandsbucht legten nämlich von jeher auch homerische Flotten ab: »Hohoje! Ho!«, rief der Fliegende Holländer. »Doch ach, mein Grab, es schloß sich nicht / und meine Heimat find ich nie!«, so klagte, oder besser: triumphierte, dieser erste moderne Untote. »Wann dröhnt er, der Vernichtungsschlag, / mit dem die Welt zusammenkracht?« An diesem mehr als lauten Seufzer ist er schließlich zu erkennen. Nach ihm nur noch die Sintflut der Nibelunger.

Was denn wohl macht »die Geschichte« mit einem Musikgenie wie Richard Wagner, wenn sie es im Alter von fünf Monaten vier Tage lang mitten im Orchestergraben der Leipziger Völkerschlacht von 1813 mit den Arien und Chören des Schreckens und des Jammers und mit dem Lärm von pro Sekunde etwa zwei Kanonenschlägen und unzählig viel mehr Gewehrschüssen eindeckt und dann unter den Zimmerfenstern stinkende Leichenberge wachsen lässt? Was macht »sie« denn wohl mit dem dreijährigen Wolfgang Hilbig, wenn unter ihm der Boden dröhnt und wankt, die Luft darüber heult und brennt und er

Nachbemerkung zu dieser Ausgabe

»Man kennt den Lyriker, man kennt den Prosaisten, aber man kennt kaum den Essayisten Hilbig«, konstatiert Jürgen Krätzer 1992 in einem Gespräch mit Wolfgang Hilbig, und dieser antwortet vorsichtig: »Ja, ich bin wahrscheinlich nicht so sehr geeignet ... Obwohl ich jetzt manchmal Lust hätte, einfach aus dem Grund, daß ich mir über bestimmte Sachen klarwerden möchte.« Und auf die von Werner Jung zwei Jahre später gestellte Frage, ob er nicht in Wahrheit an einem einzigen großen Text schreibe, zu dem die Lyrik genauso wie die Essays gehörten, sagt Hilbig: »Das ist so eine Hoffnung, die man hat ...«

Der vorliegende Band lädt ein, solchen Aussagen nachzugehen. Unter die Gattung Essay fallen dabei so unterschiedliche Formen wie Zeitschriften- und Zeitungsbeiträge, Nachworte, Vorträge, Arbeiten für Anthologien – ein anlassbezogenes Nachdenken über Literatur und bewunderte Autoren, über die Schwierigkeit eines Heimatbegriffs und Fragen der Wende- und Nachwendezeit. Zu den Essays zählen in dieser Ausgabe auch Hilbigs Frankfurter Poetikvorlesungen, die, gehalten im Juni 1995, im Oktober des gleichen Jahres als Buch erschienen. Eine Ausnahme bildet der in dieser Abteilung ebenfalls aufgenommene parabelartige fiktive Reisebericht »Die ewige Stadt«, der auch im Erzählungsband der Werkausgabe hätte Platz finden können, aber erst später den Herausgebern bekannt wurde.

Zwölf Reden umfasst der zweite Teil dieses Buches, zum größten Teil Danksagungen nach Verleihungen von Literaturpreisen. Sechzehn solcher Preise hat Wolfgang Hilbig zwischen 1983 und 2007 erhalten, neun Dankreden konnten ermittelt werden. Bei einigen Preisverleihungen war keine Rede notwendig

oder möglich, oder es genügte ein nicht druckreif ausformuliertes Manuskript.

36 Interviews und Gespräche mit Wolfgang Hilbig sind der dritte Teil des vorliegenden Bandes. Des Öfteren weist er in ihnen darauf hin, dass sie ihn vom Schreiben abhalten – zugleich bilden sie, wie spätestens jetzt in der Gesamtschau deutlich wird, einen fundamentartigen Teil des Werkes. Sie enthalten wichtige Selbstaussagen zur Person und zum literarischen Schaffen, aber auch zahlreiche Stellungnahmen zur DDR, zur Wende von 1989 und dem wiedervereinigten Deutschland. Nicht selten treten sie in einen unmittelbaren Dialog mit den Reden und Essays in diesem Band.

Abgeschlossen wird der Band – und die gesamte Werkausgabe – mit dem großen Essay »Neun Irrfahrten zu Hilbig« von Wilhelm Bartsch.

Aufgenommen wurden veröffentlichte Texte und Texte in Typoskriptform mit abschließender Signatur (in der Regel ein maschinenschriftliches »Wolfgang Hilbig« mit Jahreszahl). Die Reihenfolge ist in jeder der drei Abteilungen chronologisch, lediglich die Platzierung der umfangreichen Poetikvorlesung weicht davon ab. Die Rechtschreibung folgt prinzipiell den Vorlagen, was zur Folge hat, dass der weit überwiegende Teil der Texte den Regeln der bis 1996 offiziell gültigen und in den Folgejahren allmählich abgelösten Rechtschreibung entspricht.

Offenkundige Fehler der Vorlagen wurden für diese Leseausgabe stillschweigend korrigiert, einige wenige Vereinheitlichungen von Schreibweisen vorgenommen. Größere Eingriffe der Herausgeber werden durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Für Hilbig charakteristische Schreibweisen und die rhythmisierende und Sinnabschnitte betonende Kommasetzung wurden beibehalten.

Ausdrücklich Dank gesagt sei den Interviewpartnern Wolfgang Hilbigs für die Einräumung der Abdruckrechte und Antje

Contius und der S. Fischer Stiftung in Berlin. Ein besonderer Dank geht an Volker Hanisch, ohne dessen editorische Arbeit dieser Band nicht möglich gewesen wäre; auch Michael Zuch sei gedankt für vielfältige Beratung und Begleitung der gesamten Werkausgabe.

Jürgen Hosemann,
Frankfurt am Main, im Januar 2021

Namensregister

- Abraham, Marie 44
Adnan, Etel 690
Adorno, Theodor W(iesengrund) 351,
416, 472 f.
Agamben, Giorgio 711, 739, 746, 752
Ahrend, Thorsten 672 f., 678
Altenbourg, Gerhard 595 f.
Améry, Jean 186, 198, 474
Andersch, Alfred 418
Anderson, Sascha 199 f., 399, 587 f.,
677
Arendt, Erich 269, 339, 346
Arendt, Hannah 710, 737, 739 f., 747
Arlaud, Sylvie 671
Arnold, Heinz Ludwig 683
Attila, König der Hunnen 704
- Babel, Isaak 697
Bach, Johann Sebastian 702
Bachmann, Ingeborg 41, 500, 577 f.,
687
Baier, Lothar 677
Banoun, Bernard 671
Barck, Maximilian 680
Barthes, Roland 471
Bartsch, Wilhelm 3, 690 ff., 760
Basedow, Johann Bernhard 703
Baudelaire, Charles 352 f., 717
Baudrillard, Jean 198 f., 441, 443, 477
Bauer, Felice 45
Bauer, Walter 703 ff.
Baumgart, Reinhard 418, 469
Becker, Barbara von 674
Becker, Jurek 230 ff., 240, 476, 677
Beckermann, Thomas 217, 380, 436,
481 f., 617
Beckett, Samuel 130, 169 ff., 614, 625
- Benjamin, Walter 39, 46 ff., 166, 176,
471 f.
Benn, Gottfried 355, 526, 598
Berg, Sibylle 744
Bergman, Ingmar 497
Bernhof, Reinhard 463
Biedenkopf, Kurt 509, 743
Biermann, Wolf 110, 216, 356, 426,
435, 457, 462, 474, 492 ff., 521, 621,
625, 737
Blake, William 711, 755
Bloch, Grete 47
Bobrowski, Johannes 338 f.
Böhme, Jakob 593
Böhme, Thomas 466
Böll, Heinrich 247 f., 509, 677
Bong, Jörg 2, 672, 675
Bonk, Jürgen 462
Borges, Jorge Luis 173, 737
Born, Nicolas 112 f., 674
Bott, Marie-Luise 509 ff., 589 ff., 671,
685, 688, 743
Böttiger, Helmut 571 ff., 687
Brandt, Willy 697
Brasch, Peter 466, 575
Brasch, Thomas 737
Braun, Volker 210, 498, 584, 635, 696
Brecht, Bertolt 48 f., 85, 190, 310, 354,
424, 505, 516, 692, 696, 710, 713, 737
Broch, Hermann 194, 677
Broder, Henryk M. 474
Brzęcka(-Kosk), Maria 751
Büchner, Georg 301 ff., 579, 583 f.,
586 f., 590, 592 f., 600 ff., 604, 627,
633 ff., 641, 648, 651, 681, 688 f., 698,
705
Budjonny, Semjon 697